

MICHAEL HUTER

Die Bleiwüste lebt. Vermischte Anachronismen zum Thema Buch und Wissenschaft

»Ich ziehe mich zurück und mache etwas anderes. Vielleicht wieder als Planzeichner oder als Krankenpfleger arbeiten, aber am liebsten zum Zirkus gehen und als Jongleur auftreten.« Das sagte der prominente Typograf und Buchgestalter Viktor Malsy auf die Frage, was er denn als »Gestalter eines sterbenden Mediums« in Zukunft machen werde. Seine Antwort war, dass schon im Studium das Jonglieren seine eigentliche Stärke gewesen wäre und nicht etwa das Aktzeichnen. Auf besonderen Wunsch – in der Reihe vor mir lächelte eine ZuhörerIn charmant – werde er daher jetzt als Abschluss eine kurze Einführung in die Kunst des Jonglierens geben. Es komme darauf an, die Bälle zu werfen, erklärte er, während er mit drei Orangen sehr gekonnt demonstrierte, wie es gemacht wird. Anfänger machten immer den Fehler, sie fangen zu wollen.

Das war ein wirklich toller Abschluss eines interessanten Vortrages, der vor einiger Zeit an der Universität für angewandte Kunst in Wien zu hören war. Der Titel der Veranstaltung: »Wie werde ich ein verdammt guter Buchgestalter.« Anscheinend wollen immer noch viele junge Leute gute Gestalter eines angeblich sterbenden Mediums werden, denn die Veranstaltung war sehr gut besucht. Neben dem Jonglierkurs waren übrigens auch noch Erfolge und Höhepunkte aus seiner Karriere zu bestaunen und

der Titel der Veranstaltung hätte ohne Weiteres auch »Wie halte ich einen verdammt guten Vortrag« lauten können.

Der Tag, an dem die Bücher verschwanden

Eine Woche und ungefähr 30 Powerpoint-Präsentationen später wusste ich: Das Buch ist vielleicht nicht tot, aber man redet nicht mehr davon. Auf einem Kongress zum akademischen Publizieren in Berlin ließ sich Jill Cousins, die Projektleiterin von »Europeana«, der EU-Datenbank zur europäischen Kulturgeschichte, mit dem Hinweis vorstellen, sie habe während der Projektentwicklung kein einziges Buch in der Hand gehabt (privat schon, verriet sie dann im vertraulichen Gespräch). Von Büchern war hier überhaupt nur am Rande die Rede, entweder im Zusammenhang von Geistes- und Sozialwissenschaften oder von »kleineren« Verlagen, eigentlich aber nur im Rückblick. Ein prominenter Vertreter der Verlagsbranche ging noch einen Schritt weiter und meinte sogar, ebenfalls vertraulich, er frage sich, ob nicht die Tage des wissenschaftlichen Verlagswesens überhaupt gezählt seien. Was ist hier los?

Auf nichts trifft mehr zu als auf die Wissenschaft, was Manuel Castells schon in den Neunzigerjahren bemerkt hat: Die neuen Medien führen nicht dazu, dass die Realität virtuell wird, sondern die Virtualität real. In der Wissenschaft gibt es keine zweite Wirklichkeit neben der realen, sondern nur eine virtuelle, die durch elektronische Medien vermittelt und erzeugt ist.¹

Ausgerechnet im Humboldt-Saal der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, im Rahmen einer Podiumsdiskussion der erwähnten Konferenz »Academic Publishing in Europe 2009« habe ich erlebt, was Vordenker schon lange fordern: den Abschied von vertrauten Vorstellungen und Metaphern. »Open Books« hieß das Thema einer »Satellite Session«. Da war gerade von der Zukunft des wissenschaftlichen Buches die Rede, von E-Books und populären Paperbacks, von neuen Geschäftsmo-

dellen, von hybriden Produkten in Print und digitaler Form und so weiter und so fort, als plötzlich eine englische Verlegerin von »longform publications« sprach, nicht von Büchern oder Monografien, auch nicht elektronischen, sondern eben von »longform publications«. Das Wort »Buch« war überflüssig geworden.

War nun – 2009, an einem trüben Jännertag, mittags um halb eins – eingetreten, was schon vor fünfzig Jahren prophezeit wurde, nämlich das Ende der Zeit, in der man »schwarze Tinte auf tote Bäume« gestrichen hatte? Fünfhundert Jahre lang hatte das Buch in der fünftausendjährigen Geschichte schriftlicher Texte glanzvoll regiert, bis es sich innerhalb von fünf Minuten in die Langformpublikation verwandelte und – von den meisten unbenutzt – verschwand.

Reale Virtualität

Ist das Buch jetzt tot? Selbst wenn man sich nicht an Spekulationen beteiligen will – in der Wissenschaft, genauer gesagt: in der Forschung, sieht es stark danach aus. Zumindest gilt, was der Pop-Dadaist Frank Zappa über den Jazz gesagt hat, nämlich er sei nicht tot, sondern rieche nur ein bisschen komisch. Es gibt die Bücher noch, aber niemand redet mehr gerne darüber.

An der Oberfläche merkt man vielleicht gar nicht so viel. Wissenschaftliche Artikel erscheinen weiter in den einschlägigen Zeitschriften bei renommierten Verlagen, sowohl als Online-Publikationen als auch im Druck. Für die Karrierechancen von Wissenschaftlern ist es nach wie vor entscheidend, wie die Namen von Verlagen und Zeitschriften klingen, die auf ihrer Publikationsliste stehen. Autorinnen und Autoren bleiben den traditionellen Publikationsritualen und dem magischen Denken verhaftet: Etwas ist erst dann veröffentlicht, wenn der Geist Buch geworden und »erschienen« ist. Auch die Erfolge der so genannten »Open Access«-Bewegung halten sich trotz unbestreitbarer Auswirkungen und massiver Förderung noch in recht überschau-

baren Grenzen. Dennoch ist der Umbau des gesamten Systems in vollem Gang. Neue Technologien und die Bedürfnisse im wissenschaftlichen Alltag sind dabei die treibenden Kräfte.

In der Wissenschaft ist die »Kultur der realen Virtualität« (Manuel Castells) bereits Wirklichkeit. In der nächsten, spätestens übernächsten Generation des Netzes wird alles mit allem verknüpft sein: Personen mit Personen, Personen mit Informationen und Informationen mit Informationen. Nach der sozialen Dimension des Web 2.0 wird im Web 3.0 auch eine logische Dimension zur inhaltlichen dazugekommen sein. Die Suche und Verbreitung von Wissen erfolgt dann nicht mehr mechanisch nach Schlagworten an der Oberfläche, sondern nach logischen Strukturen in der Tiefe. Im semantischen Netz erschließen Computer den Sinn und die Relevanz von Inhalten für Personen. Das ist nicht nur für die Verarbeitung von Information wichtig, sondern auch für die Frage, was man damit machen darf. Die elektronische Gestaltung von Lizenzierungsprozessen bleibt ein heißes Thema.

Während die einen fieberhaft daran arbeiten, den Zufall auszuschalten, bemühen sich andere, ihn wieder einzuführen. Wer Jahrgänge von Zeitschriften durchgeblättert oder Regale durchsucht hat, kennt das Phänomen: Man findet etwas, was man gar nicht gesucht hat, das sich aber in der Folge als weit wertvoller herausstellt als das Gesuchte. Die Entdeckung Amerikas, die Erfindung des Teebeutels oder die Entwicklung des Internets sind Beispiele für ein Phänomen, das man im Englischen mit einem Kunstwort »Serendipity« bezeichnet. Wie soll man noch etwas zufällig entdecken, wenn die Suche immer genauer und treffsicherer wird? Kein Problem, man baut noch bessere Suchmaschinen, die auch das finden, was nicht gesucht wird.

Aber nicht nur die Technik, sondern auch das Verhalten und die Bedürfnisse der Wissenschaftler treiben den Wandel voran. Als sich das Angebot an wissenschaftlichen Publikationen durch die Hochpreispolitik einiger Verlagskonzerne verknappte, for-

derten Wissenschaftler den offenen und kostenlosen Zugang zu wissenschaftlichen Publikationen für jedermann. In der »Open Access«-Bewegung treffen wirtschaftliche und politische Motive auf technische Machbarkeit. Seit er technisch möglich ist, liegt der kostenlose und barrierefreie Zugriff auf Information nicht nur bei Laien, sondern auch bei Wissenschaftlern und in der Politik im Trend.

Glaubte man anfangs noch, dass alle Probleme gelöst seien, wenn Forschungsergebnisse ins Netz gestellt würden, hat sich inzwischen eine realistischere Betrachtung durchgesetzt. Es stellte sich nämlich schnell heraus, dass die Entwicklung von Publikationen auch mit Kosten verbunden ist. Die Frage, wer dafür aufkommen soll, wird weiterhin teilweise recht emotional diskutiert. »There is no such thing as a free meal«, sagt man in England, wenn man sagen will, dass alles seinen Preis hat. »Es gibt kein Freibier«, übersetzte der Verleger Georg Siebeck ins Deutsche und verband das mit einem Plädoyer für Markt, Wettbewerb und verlegerische Initiative.

In dieses Bild passt auch, dass Universitäten die Herstellung und Verbreitung von wissenschaftlicher Literatur als einen Teil ihrer Tätigkeit entdecken. Mit der Benennung »University Press« partizipieren sie an dem Prestige, das sich mit den Namen einiger amerikanischer Universitätsverlage verbindet. Die verdanken ihre Existenz allerdings der Tatsache, dass es zwar ursprünglich renommierte Universitäten, aber – anders als in Europa – keine entsprechenden Verlagsunternehmen gab. Die amerikanischen University Presses veröffentlichen gerade das nicht, was die Europäer zu ihrem Kernprodukt erkoren haben: Qualifikationschriften und subventionierte Forschungsliteratur.

Im Bücherhimmel

Die Bücher sind nicht tot, im Gegenteil, sie erstehen gerade wieder. Zur gleichen Zeit wie ganze Systeme der Gutenberg-Galaxis

untergehen, erleben die Bücher eine wunderbare Massenauferstehung. Sie kommen alle wieder, die verlorenen, verwaisten, vergriffenen, sogar die, die bis jetzt in den meisten Bibliotheken geschlafen haben, weil noch nie irgendwer die Seiten aufgeschnitten, geschweige denn darin gelesen hätte. Google bringt die Bücher zurück.

Seit dem Jahr 2004 scannt Google ganze Bibliotheksbestände, um sie unter »google book search« Nutzern zugänglich zu machen. Das ist bei so genannten »gemeinfreien« Werken unproblematisch, weil sie nach Ablauf einer Schutzfrist auch für andere als nur private Zwecke genutzt werden können. Google scannt aber auch Bücher, an denen Autoren und Verlage nach wie vor ausschließlich alle Rechte haben. Das Prinzip lautet dabei offenbar: Was technisch machbar ist, wird auch gemacht, und was einmal gemacht ist, wird irgendwann auch erlaubt. Egal wie man die globalen Rechtsprobleme lösen oder welche Alternativen man zum Google-Monopol finden wird; wenn sie gestorben sind, kommen alle Bücher in den Himmel, als Dokumente und Dateien.

Auch wenn die Bücher in der Wissenschaft schon lange – zu meist in Büchern – tot gesagt werden – dass sie überall sonst am Leben sind, sieht jeder. Es werden so viele geschrieben, gelesen, gekauft, verschenkt und entlehnt wie nie und angeblich gehört die Buchbranche sogar zu den Gewinnern der Wirtschaftskrise. Auch die Verlage verschwinden nicht von heute auf morgen. Sobald die Fachleute und Forscher nämlich nicht mehr ganz unter sich sind, braucht es andere, die Inhalte auswählen, entwickeln und die »Zielgruppen organisieren«.

Ob elektronisch, traditionell oder beides – was die Leser sehen ist nicht das, was die Autoren geschrieben haben, meint der Verleger Wulf von Lucius, und, könnte man hinzufügen, ohne Verlage hätten sie es vielleicht gar nicht geschrieben. Wenn jetzt auch noch die Laien dazukommen, die ganz gern einmal ein Sachbuch in die Hand nehmen, dann sind auch die Buchgestalter befragte Leute, vorausgesetzt natürlich, sie sind verdammt gut.

Die Freuden und Leiden einer Symbiose

Woher schöpfen die Bücher Ihre Lebenskraft? Von Umberto Eco, einem mehr als berufenen Zeugen, stammt die bekannte Feststellung: »Ich kann nicht glauben, dass das Buch ein obsoleter Gegenstand werden kann. [...] Es bleibt ein technisch vollendetes Meisterwerk (wie der Hammer, das Fahrrad ...), das sich, soviel man auch noch erfinden mag, nicht mehr verbessern lässt.«² Das Buch ist demnach ein vollkommener Gegenstand der materiellen Kultur. Es bildet einen Höhepunkt in der Entwicklung menschlicher Werkzeuge. Und: Bücher sind Dinge. Ohne sie wären wir verloren. Wie Stofftiere oder Spielsachen die Entwicklung fördern, so erzeugen Autos, Häuser, Kleider, Musikinstrumente, Sportgeräte, Kunstwerke, Kommunikationsmittel die Identität ihrer Besitzer. Ohne äußere Objekte, die ihm gehören, meinte der Soziologe Georg Simmel, würde das Ich ausdehnungslos in einem Punkt zusammenfallen. Weil die Menschen zum Leben Dinge brauchen, brauchen sie auch Bücher. Noch.

Es ist daher kein Zufall, dass Verlage der äußeren Form, der Ausstattung und dem Buchdesign, immer mehr Aufmerksamkeit schenken. Weil die Funktion als Textspeicher nicht mehr genügt und das Buch nicht mehr konkurrenzlos ist, unter Umständen bei Funktion und Benutzbarkeit sogar unterlegen ist, wird es zum Design- und Kultobjekt stilisiert. Die Verlage setzen auf ästhetische Reize, die das Buch den elektronischen Medien voraus hat.

Das Buch hat beste Werte bei Funktionalität und Benutzbarkeit, ist ergonomisch und anthropomorph, eben menschengerechtes Design. Das bürgerliche Zeitalter hat das Ding Buch sogar zu »Freunden« und besseren Menschen als manche wirklichen gemacht. Das immer wieder bemühte und inzwischen schon etwas abgedroschene Bild vom Kriminalroman, den man nur als Buch an den Strand oder gar ins Bett mitnehmen möchte, verrät etwas von der Symbiose von Mensch und Buch.

Allerdings, die Freundschaft ist störanfällig. Noch bevor sich die Beziehung so richtig entwickelt hat, entsteht schon eine Krise. Im Sommer 1737 verbringt der junge Jean-Jacques Rousseau die glücklichsten Tage seines Lebens. Auf Les Charmettes, dem Landgut seiner Gönnerin und mütterlichen Geliebten, lernt er das Glück des Landlebens und die Freuden der Liebe kennen. Er wäre aber nicht der Autor der »Bekenntnisse«, wenn Rousseau nicht den Leser an seinen Nöten und selbstverschuldeten Qualen teilhaben ließe, wie die folgende Episode zeigt: Jean-Jacques studiert in der Bibliothek und entgeht dabei nur knapp einer Katastrophe.

Meine falsche Vorstellung von den Dingen überzeugte mich, dass man, um ein Buch mit Nutzen zu lesen, alle Kenntnisse haben müsse, die es voraussetzt, ohne dass der Gedanke in mir aufkam, dass der Verfasser sie selbst oft nicht einmal hat und sie je nach Bedarf aus anderen Büchern schöpft. Durch diese närrische Vorstellung wurde ich jeden Augenblick aufgehalten, genötigt, ständig von einem Buch zum anderen zu laufen, und manchmal hätte ich, ehe ich bis zur zehnten Seite des Buches gekommen war, das ich studieren wollte, Bibliotheken erschöpfen müssen.³

Rousseau war vermutlich weder der Erste noch der Letzte, der sich in Büchern verlieren und in Bibliotheken verirren sollte. Interessant ist jedoch die Art, wie er sozusagen nach rückwärts liest und das gespeicherte Wissen zu seinen Quellen zurückverfolgt. Er macht die sehr moderne Erfahrung, dass hinter Texten unzählige andere Texte stehen und Bücher nach allen Seiten offen sind. Wenn die Einbände fehlen, ist ein jedes Buch der Eingang in ein »unermessliches Labyrinth«. Zeitverlust, Verwirrung und ernste Anzeichen von Ich-Verlust sind die Symptome dessen, was man als Rousseau-Syndrom bezeichnen könnte. Er nimmt an, alle Bücher lesen zu müssen, die dieses eine voraussetzt und macht – unter den Bedingungen der Gutenberg-Galaxis – die Erfahrung

eines grenzenlosen Hypertextes. Zum Glück erkennt er gerade noch rechtzeitig, dass der Weg, den er eingeschlagen hatte, buchstäblich in die Irre führt, und entkommt, bevor er sich »ganz darin verloren hatte«. Dagegen dass sich »Maman« inzwischen einen erfahreneren Liebhaber genommen hat, hilft freilich auch das nicht ...

Gerade der Vorteil des Buches, dass es jenes Wissen enthält, das ein Autor für einen Leser aufgeschrieben hat, entgeht dem armen Rousseau. Ein Buch hat zwei Deckel, so wie die Bibliothek vier Wände hat. Schon als Objekt vermittelt das Buch Vertrauen in die Beherrschbarkeit von Wissen. Das Medium garantiert dafür, dass sich auf Fragen auch Antworten finden lassen. Das Buch sagt, dass ein Thema behandelt, das heißt handlich gemacht werden kann. Das Wissen mag grenzenlos sein, das Buch ist es nicht. Dass es ein Ende hat, ist vielleicht eines seiner Erfolgsgeheimnisse.

Es gibt noch andere. Für die Identität von Intellektuellen waren Bücher bis vor Kurzem unverzichtbar, und zwar sowohl als Leser als auch als Autoren. Schreiben ist die vollkommene Darstellung von Intelligenz. Wenn sich aber Intellektualität am besten im Schreiben inszeniert, dann ist das Buch, das gedruckte Wort, dafür das ideale Medium. Der Geist sucht sich einen Körper und findet ihn im Buch. Auch für Leserinnen und Leser sind Bücher praktisch nützlich: Sie dienen als Quelle, Speicher und Gedächtnis – oder als Vergrößerung des Ich.

Der Romancier Carlos Maria Dominguez erzählt in seinem Roman »Das Papierhaus« von einem Professor für klassische Philologie, der die Zubereitung des Kaffees in seiner Küche absichtlich in die Länge zieht, um dem Gast die Gelegenheit zu geben, seine Bücherregale zu bewundern. Wie »ein riesiges, offenes Gehirn« stellt er inzwischen seine Bibliothek zur Schau, bevor er »befriedigt lächelnd« ins Wohnzimmer zurückkehrt.⁴

Der Inszenierungswert von Büchern ist nach wie vor nicht zu vernachlässigen. Das gedruckte Buch genießt bislang Ansehen, z.B. als Besitz und Geschenkartikel. (Ein Buch kommt immer gut

an, selbst wenn man ziemlich sicher weiß, dass es der Empfänger nie lesen wird.) Aber auch hier ist das Buch in Bedrängnis geraten, der Prestigeverlust unübersehbar. Es wirkt besser, gekonnt ein Gerät zu bedienen als in einem Buch zu lesen. Was Peter Handke in Bezug auf das Autofahren bemerkt hat, lässt sich auch auf die Informationstechnik übertragen:

Die Tatsache oder Einbildung, die Technik zu beherrschen, besorgt vielen von uns ein Gefühl der Geborgenheit, mit dem man aber dennoch, im Gegensatz zu den alten Geborgenheitssystemen, ganz alltäglich auftreten kann, weil die Erscheinungsform dieses Gefühls paradoxerweise die äußerste Sachlichkeit ist.⁵

Von der Seite zum Schirm und wieder zurück

Vielleicht ist aber die Frage, ob das Buch überlebt oder verdrängt wird, gar nicht die richtige Frage. Man übersieht dabei, dass sich unter dem Einfluss der neuen Medien inzwischen eine viel einschneidendere Veränderung vollzieht: die von der Schrift zum Bild oder – bildlich gesprochen – von der Seite zum Schirm. Obwohl von den neuen Medien ausgelöst und potenziert, betrifft der Wandel weniger das Medium als den Modus der Kommunikation.

Auch dass die Schrift mehr und mehr vom Bild ersetzt oder, besser gesagt, ergänzt wird, ist kein Anlass zu Kulturpessimismus. Wichtig ist, dass man es weiß. Informationen werden immer bildlastiger und Buchseiten schirmartiger. Sozialesemiotiker gehen inzwischen soweit, zu behaupten, dass Bücher eigentlich streng genommen gar keine Bücher mehr sind, weil der für das Buchzeitalter dominante Schriftmodus auch im Buch vom Modus des Bildes abgelöst wird.

Die Fähigkeit, bildhafte Information zu verstehen und Wichtiges von Überflüssigem zu unterscheiden, ist eine Überlebensfrage. Nicht zuletzt, um einer Form jener Krankheit zu entgehen,

die man nach dem Pseudonym eines Landsmannes Jean-Jacques Rousseaus als »Stendhal-Syndrom« bezeichnet hat. Auf einer Italienreise im Jahr 1817 wurde der Dichter Opfer des »cultural overflow«. Beim Besuch von Santa Croce in Florenz war er von der Schönheit und der Masse an Kunst und Bildern derart überwältigt worden, dass er einen Nervenzusammenbruch erlitt. Man vermutet, dass ein derartiger Zustand totaler Erschöpfung und Überforderung, der vor allem bei Italiens Touristen beobachtet wurde, in erster Linie dem exzessiven Bildkonsum geschuldet war.

In der Wüste, allein

Ich würde mich eigentlich nicht als Büchermenschen bezeichnen. Inzwischen, bilde ich mir ein, habe ich sogar ein recht unsentimentales Verhältnis zu Büchern. Ich stelle sie nicht gern zur Schau und auch als fremde Gehirne finde ich Bücherwände nicht besonders reizvoll. An kleinen Fehlleistungen merke ich, dass ich mich auch als Buchleser schon im Medienzeitalter eingerichtet habe: Bei der Lektüre von »Witiko« (Winkler Weltliteratur, Dünndruckausgabe) hätte ich viel darauf gegeben zu erfahren, wer wohl gerade in diesem Moment sonst noch bei Stifter »online« wäre. Gerne hätte ich spontane Grüße und die Erfahrungen einer ebenso mühevollen wie lohnenden Textdurchquerung ausgetauscht. Ich habe auch schon die Suchfunktion für meine Handbibliothek vermisst. Die wenigen Zitate für diesen Beitrag wären wesentlich leichter zu finden gewesen.

Und trotzdem: Am selben Tag, als Steve Jobs in San Francisco das iPad, anscheinend das lange gesuchte Missing Link zwischen Laptop und Smartphone, der staunenden Öffentlichkeit vorstellte, brachte mir der Briefträger ein Buch, das ich schon ewig lesen und selbstverständlich auch besitzen wollte. Es handelt sich um die – laut Klappentext – »anspruchsvollste, ausgewogenste und kohärenteste« Theorie der literarischen Erzählung: Gérard Genettes Standardwerk »Die Erzählung«⁶, ein Monolith von einem

Buch, ohne Untertitel oder Abbildungen, keine Illustration am Umschlag, eine einzige großformatige klein und eng bedruckte Bleiwüste. Aber wer hat gesagt, dass es nicht sehr schön sein kann, so ganz allein in der Wüste?

- 1 CASTELLS, Manuel: Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft. Opladen 2004, S. 375ff.
- 2 ECO, Umberto: Das Buch, ein technisch vollendetes Meisterwerk. In: Ders.: Das alte Buch und das Meer. München, Wien 1995, S. 10-13, hier S. 10.
- 3 ROUSSEAU, Jean-Jacques: Bekenntnisse. München 1981, S. 232f.
- 4 DOMINGUEZ, Carlos Maria: Das Papierhaus. Frankfurt/M. 2004, S. 17.
- 5 HANDKE, Peter: Das Öl des Weltmeisters. In: Der Spiegel 33 (1975), S. 88f., hier S. 88.
- 6 GENETTE, Gérard: Die Erzählung. Paderborn, München 2010.